

Zeitschrift: Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch : Schweizerisches Idiotikon
Herausgeber: Schweizerisches Idiotikon
Band: - (1970)
Rubrik: Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 168, 169 und 170

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 168, 169 und 170

Unser Bericht über Heft 167 (Jahresbericht 1968) schloß mit Hinweisen auf die Verben *töre*, *törfe*, wobei für das letztere die ursprüngliche Bedeutung ‚nötig haben‘ hervorgehoben wurde. An diese knüpft das Substantiv *Durft* an, ‚Bedürfnis, Bedarf‘, etwa: *Er hed bi Līb und Sēl Durft g’han, es Glesji Wīn zue schi z’nān* (Klosters), oder in Zwinglis Forderung, «das die güeter (der Frauenklöster) den armenn oder gemeinen durfften dienind», was Gualther dann mit ‚in necessitates publicas‘ übersetzte. Eigenartig verschoben zeigt sich die Beziehung in der Wendung *a d’Durft cho* (von jemand), ‚auf jemandes Wohlwollen, Hilfe angewiesen sein‘: *’s wār bōs, wenn i müeßt a dī Durft chu!* (Stein am Rhein), «(Der Jerusalempilger muß viel erdulden) ouch der unglöubigen halb, under denen man sich hallten und an ir durfft kommen muoß» (JvLaufen 1583/84). *Eim Durft sī* oder *chu* sagen Glarner und Bündner für ‚einem zugute, zustatten kommen‘: *Es ist em Durft, as e ’ne nüd g’sih ha, sust hätt e ’ne bim Grind g’nu!* (Glarus); ehemals weitere Verbreitung belegt die Stelle aus einem Zürcher Predigtband von 1697: «Und zwar ist uns Durft, daß Gott langmüetig sei.» Weit öfter als das einfache *Durft* findet sich schon in älterer Zeit die verstärkende Zusammensetzung *Nōtdurft*, ‚Bedarf, Notwendigkeit, das Nötige‘. Im Schwabenkrieg 1499 wurde zeitweilig die Hauptmacht nach Hause entlassen, damit, wie die Tagsatzung an die Bündner schrieb, «yederman höwen und sin notdurfft schaffen mog». Unter den zahlreichen Fügungen tritt «nach notdurft» besonders häufig auf in Bedeutungen, die mit ‚so weit nötig‘, ‚angemessen‘, ‚wie es sich gehört‘ umschrieben werden können. Dafür einige Beispiele: «Da schlüege inn L. mit einem stecken uff sinen arm, das er den mer denn viertzechen tag nach siner notdurfft nit hab mögen bruchen»

(1473, Zürcher Ratsbuch); «Ein zedel an schuolhern: Sch. und sine mitthafften von ir unghorsame wegen mit ruoten nach notdurfft ze straffen» (1558, Berner Ratsmanual); «Die müller ... sollen die sagenbrugg machen und in eren han nach aller notdurft(t) ... ân (ohne) der dorflüten costen» (Baarer Hofrodel 1416/76). Im Beleg: «(Der Witwer darf) dez eigenen ligenden guotes noch dez erben ... nüt ... verchouffen, es tüege im denne hungers not, so mag er verchouffen umb sin notdurft; ist aber, daz im der erbon deheiner sin notdurft geben wil, so enmag er ... nüth ... verchouffen» (2. Hälfte 14. Jh., Lenzburger Stadtrecht) fassen wir den Übergang in konkrete Verwendung, namentlich im Sinn von ‚Lebensunterhalt‘, womit nicht immer bloß das Unentbehrlichste gemeint sein muß: «Des Korn gab es auch ein guete Notdurft» (1615, Frauenfelder Chronik).

Eine Zürcher Spezialität ist der *Tirggel*, der fast durchsichtig dünne Honigfladen, verziert mit reliefartigem Bild. In der jetzigen Art mag das Gebäck in Zürich etwa zweihundert Jahre alt sein. Vorher war es dicker und durch Zugabe von Gewürzen und «Ros(en)wasser» im Geschmack kräftiger. Als Geschenk zum neuen Jahr erhielten (besonders im 17. bis 18. Jahrhundert) die Bürgerkinder von den Zünften und die Patenkinder von ihren Paten «Tirggeli», zeitweise offenbar in solchem Maß, daß in Zürcher Mandaten von 1693 und 1696 «das so unnöthige Tirgelimachen und -bachen zum Verguetjahren, Feilhaben und Verkauften in unseren Stätt und Landen gänzlich abgekennt» wurde. Unser ältester Beleg stammt aus dem Jahre 1461: Aus einer Klage vor dem Rat vernehmen wir, daß in Zürich «einem knaben tirgely brochen» worden seien. – In anderer Form kommt oder kam der *Tirggel* (oder das *Tirggeli*, *Türggeli*) aber auch außerhalb des Kantons Zürich vor, so in Schaffhausen seit dem 16. Jahrhundert, heute in der Form hausgebackenen Konfekts, in Luzern vom 15. Jahrhundert («Tirgelhölzli» als Model) bis etwa 1830, in den Kantonen Aargau (etwa aufs Jugendfest), Bern und Solothurn als walzenförmiges, rundlich-breites oder schraubenförmiges Gebäck aus Mehl, Eiern, Zucker, im Fett gebacken, im Aargau (nach vereinzelter Angabe) als eine Art Weggen aus dem letzten Teigrest beim Brotbacken, schließlich im Freiamt aus Quittenbrei unter dem Namen *Chüttene*.

tirggeli. – Außerhalb der deutschen Schweiz ist das Wort *Tirggel* nicht sicher bezeugt, und die Frage der Herkunft ist noch offen.

Die Weinkelter hat in der deutschen Schweiz drei verschiedene, geographisch getrennte Bezeichnungen: *Trüel*, *Trotte* und *Torggel*. Der letzte Ausdruck, der *Torggel* bzw. die *Torggle*, aus mittellateinisch *torcula*, lateinisch *torculum*, ist mit der Keltertechnik aus Oberitalien auch in die Ostschweiz (Kantone Graubünden, St. Gallen, Appenzell, Thurgau und z. T. Schaffhausen) gelangt und dann von der eigentlichen Preßvorrichtung (Baumpresse, die heute in zunehmendem Maße Museumsstück wird) auch auf das Preßgebäude und das entsprechende Grundstück übertragen worden. «Tor-
kel» läßt sich bei uns in deutscher Sprache zuerst im Werk des St. Galler Mönchs Notker des Deutschen (ums Jahr 1000) fassen (*torcul* n., *torcula* f.) und seit dem 14. Jahrhundert in Urkunden, so in einer Konstanzer Urkunde von 1322: «Minen wingarten ... und minen halptail des torkels, der ze Bottikoven (Thurgau) ... gelegen ist», und in einer Urkunde von 1349, laut welcher die Klosterfrauen zu Magdenau (Kanton St. Gallen) die Erlaubnis erhalten, «daz sü järliches iren win druken und dorgelan sont in iro torglen, die sü ... ze rehtem lehen hant». Aus dieser Zeit ist das Wort auch schon als Name nachweisbar: 1342 heißt in Maienfeld ein Weinberg «ze dem Torkel», und 1330 wie 1373 kommt im Thurgau als Personennamen (Herkunftsname) «im Torkel» vor. In jenen Gegenden des Bündnerlandes, wo man aus klimatischen Gründen keine Trauben und auch kaum Obst ernten und pressen kann, kennt man wenigstens einen *Härdepfeltorggel* zum Pressen von Kartoffeln (Versam) oder kann man Beeren *torggle* oder, in übertragenem Sinn, *e Chue ũstorggle*, d. h. zu stark ausmelken (Avers).

Unter der Bezeichnung *Türgg* oder *Türgge* (offenbar verkürzt aus «Türkenkorn», vgl. it. *granturco*) versteht man im föhnwarmen bündnerisch-sanktgallischen Rheintal die Maispflanze, die hier mit Vorliebe angepflanzt wird (denn *de Törgge, de Trübe unn de Geiß wört 's nie z' heiß*), in benachbarten Gegenden das Maismehl (im Zürcher Oberland besonders seit der Kartoffelkrankheit der Jahre 1840 bis 1850 bekannt) und weiterhin, auch in der Gegend von Richterswil-

Hütten den Maisbrei (*Gid 's z'Nacht Türgge oder 'brötlet Hårdöpfel?*). Während man im Sarganserland in bezug auf die Maisernte scherzt: *Hüt sind mer im Türggechrieg g'si*, spricht aus Belegen seit 1453, der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, deutlich die Wirkung der eigentlichen Türkenkriege bis in unser Land. In volkstümlicher Vorstellung erscheint der Sultan als böser Hund: *Wenn de Türgg de Schwanz lupft, mueß die ganz Christeheit zittere* (Kanton Zürich), und 1657 heißt es: «Dan kein Türk, kein Moskowyt, kein Tartar und keiner auß der Barbarey hat, so lang die Welt gestanden, solche Grausamkeit verüebt.» Noch lebt der barbarische Türke fort in Redensarten und Vergleichen: *Das verstāt kän Türgg* (Kanton Zürich), *Der Geßler, de macht Auge wie-n-e Türgg* (Basel), *flueche wie e Türgg* (Graubünden), *rauche wie-n-e Türgg* (verbreitet), oder als Bezeichnung eines grausamen, groben, unbändigen Menschen («Türken» werden bei Gotthelf die Käseherren von den Vehfreudigern genannt) oder schließlich als Kraftwort der Berner, z. B. *Potz Mōren und Türgge!* (Rudolf von Tavel). Erwähnt sei noch, daß Herzog Karl der Kühne seinerzeit als «der Türck von Burgund» oder «der burgundisch Türck» bezeichnet wurde und daß sich 1453/58 die Anhänger der eidgenossenfreundlichen Partei in Rapperswil «Türken» nannten, wie die Boßhart-Chronik überliefert: «Es was ein großer zwitracht unnder denen von Rapperswil. Ein teil was Christen, die warend Österricher; der ander teil nampten sich Turggen, die waren Schwitzer.»

Türgge gibt es aber auch im Militärdienst: Märsche oder Gefechtsübungen in größeren Verbänden, und es soll mitunter vorkommen, daß *e Türgg verreckt*, eine Übung mißlingt. Dieses Soldatenwort, bei uns seit 1914/18 bezeugt, scheint aus der reichsdeutschen Soldatensprache zu stammen; ein Zusammenhang mit dem Volksnamen *Türgg* ist nicht klar.

1781 schreibt J. Furler aus dem basellandschaftlichen Bubendorf an Isaak Iselin, er habe im vorangehenden Jahre «ein(en) Versuch mit Burgunder Rüben, Turnips, gemacht, welcher auch gut ausgefallen». Wir haben hier einen frühen Beleg für die Verwendung des englischen Wortes *turnip* in deutschem Zusammenhang und sehen zugleich, auf welchem Weg der ursprüngliche Fremdling bei uns Eingang fand. Auf-

fällig bleibt die Verbreitung des hauptsächlich in der Form *Durlips* bezeugten Wortes: bei uns eindeutig auf den Nordwesten beschränkt, findet es sich in badischer und elsässischer Nachbarschaft, darüber hinaus aber auch in andern europäischen Sprachen, ein Beispiel jener Internationalismen, die regional ein sehr bodenständiges Aussehen gewinnen können.

Darm ist zunächst formal von Interesse: neben der Ansatzform erscheint vereinzelt *Darn*, in alpinen Gegenden *Darem* und *Dare*, im Plural *Därm*, *Däre* sowie *Darma*, *Darme* u.ä.; der Stammvokal ist häufig gedehnt, teilweise aber kurz geblieben, und statt -ä- im Plural ist für einzelne Orte noch (wie in der ältern Sprache) -e- bezeugt. In eigentlicher Verwendung weicht das Wort kaum vom neuhochdeutschen Gebrauch ab: «Es soll sich auch mäniglich hüten, daß es nüt Unsaubers im Brunnen wäsche, es seye Kutlen, Därm, unsauber Windlen oder ander unsauber Ding» heißt es im Schinznacher Dorfrecht von 1547 (nach einer Abschrift des 18. Jahrhunderts). Häufig erscheint *Darm* in Reimen, so etwa im verbreiteten *Besser e Darm versprängt als Gottes Gabe g'schängt* oder in der unzimperlichen Umschreibung eines schlaffen, trägen Menschen: *Er lauft umenand, wie wenn er kan warme Darm im Füdle hett* (Müllheim, Kanton Thurgau). *Darm* kann dann übertragen einen Menschen überhaupt bezeichnen: *I spinn, i spinn am Chünkeli, und d' Mueter seit mer Jümpferli; i spinn, i spinn am Chüdergarn, und d' Mueter seit mer füle Tarm* (Kanton Zürich). Von den Zusammensetzungen seien lediglich die Pflanzennamen *Hännedarm* (auch *Hänidarm*, *Hänetan*, *Henneta* u.ä.) bzw. *Hüenerdarm* erwähnt, die schon in älteren Quellen auftreten, deren exakte Bedeutung aber nicht immer eruiert werden kann: «Nim das krut, hänendarm genempt, woll zerstoßen unnd durch ein tuoch woll getruckt, saltz es ein wenig, thuo das über die ougen, so werden sy liecht und clar», verschreibt das Roßarzneibuch von 1575.

Dirn im Sinn von ‚erwachsenes Mädchen‘ ist bei uns nur einmal belegt (im Zürcher Alten Testament von 1525, offenbar aus Luthers Übersetzung übernommen), im Sinn von Dienerin, Dienstmagd zwar etwas häufiger, aber fast ausschließlich spätmittelhochdeutsch-literarisch, z.B. «Got, der neme den willen min, ich bin ein diemüet (demütige) dierne

sin» (Walter von Rheinau, Marienleben), und wohl von solchem Stil beeinflußt: «Ich, swester Katharina, die dirne und ebtissene der vrowan zem Paradys» (1316/17, Thurgauer Urkundenbuch). Als Ausdruck für Prostituierte scheint *Dirn* früher so wenig wie heute volkstümlich gewesen zu sein; bezeichnenderweise fehlen uns Belege dafür im Zusammenhang mit Scheltreden, ganz im Gegensatz zu den gängigen Synonymen. Weniger derb als diese, erscheint das Wort in der Amts- und Büchersprache seit der Mitte des 15. Jahrhunderts.

Zu *Dorn*, in den Alpenmundarten *Dore*, sowohl ‚einzelner Dorn‘ wie auch ‚Dornzweig, -busch‘, sei nur eine, wie der Luzerner Stadtschreiber Cysat um 1600 berichtet, «vor Zytten» übliche, besonders grausame Art der Hinrichtung von Kindsmörderinnen erwähnt: «daß man die frouwen lebend sol begraben und ein burdi tornen under si legen und eine uff sy, und daß si in dem grab sterben und beliben sol» (1403, Zürcher Ratsbuch).

Turn, heute von *Turm*, der schriftsprachlichen Form, aus der Mundart (soweit nicht das zweisilbige *Ture* gilt) weitgehend verdrängt, herrscht in unsern ältern Quellen noch bis ins 18. Jahrhundert: «Wann jemand von Zürich würde reden oder schreiben Thurm statt Thurn, würde er sich damit ver-rathen, daß er kein Schweizer wäre oder sich der alten, guten Schweizer und teutschen Sprache schämete» (J. B. Ott, Flavii Josephi sämtliche Werke. Zürich 1736). Wer aber unsere älteren Belege aufmerksam liest, wird freilich hie und da «turm» statt «turn» finden. Eine genauere Prüfung dieser regelwidrigen Fälle zeigt, daß sie allesamt nicht nach den primären Quellen, d. h. den Handschriften und zeitgenössischen Drucken, sondern nach Editionen des 19. und 20. Jahrhunderts zitiert sind. Die Vermutung, es handle sich dabei um Versehen der Editoren, wurde in einem Fall durch die Auskunft eines Archivs bestätigt. Die an sich wünschenswerte Nachprüfung aller verdächtigen Stellen an Hand der Originale, soweit dies überhaupt noch möglich ist, verbietet sich aus Gründen der Arbeitsökonomie. Der gewisse, im ganzen aber recht geringe Unsicherheitsfaktor der Editionen muß in Kauf genommen werden, wenn man auf die Benützung wichtigster Quellen nicht verzichten will. – Die Befestigungstürme der Städte dienten verschiedenen Nebenzwecken, die sich

auch in den Zusammensetzungen spiegeln, so als Posten des Hochwächters: *Bläs-, Schau-, Wacht-, Wart-Turn*, als Magazin: *Bulver-, Salz-, Schatz-Turn*, ganz besonders aber als Gefängnis: *Häxe-, Cheibe-, Chefi-, Chätzer-, Buebe-, Burger-, Bättel-, Bluet-, Schuld-, Schelme-, Strecki-* (mit Einrichtung zum Foltern), *Diebs-Turn*. Die Belege lassen gelegentlich Abstufungen in der Schwere und Ehrenrührigkeit der Haft erkennen: «Nach dem Rad bin ich zum Lantvogt Wickert gsin und für H. ... bäten, das man in nit in Ziddurn due wel; da hed er mir versprochen, das er nur ein Tag und Nacht in Burgerdurn mües und nid in Ziddurn», notierte der Zuger Ammann Andermatt 1641. «An vogt von Losen (Lausanne): Der schuolern halb, so muotwillen, nitt in schelmenthurn legen, sonders ettwan in ein kammeren» (1560, Berner Ratsmanual). – Unter dem Stichwort *Münster-Turn* begegnen wir einem gefährlichen, heute nicht mehr geübten Brauch aus Basel: «Ostermontag (1766) hat die Ceremonien alljährlich auffem Münsterplatz mit dem Thurnsteigen ... wiederum glücklich ihren Fortgang gehabt ... Es ist merkwürdig, daß diesmal nicht nur die ordinari um ein Baselthaler bestellten 2 Männer auf beide Münsterthürn, sonder es sind noch zwei andere hinter einander bis auf den Knopf gestiegen.»

Ein weiterer *Turn* bzw. *Ture* (vom vorangehenden etymologisch zu trennen und zu lat. *tornare* zu stellen) bezeichnet im Freiburgischen, in Teilen des Berner Oberlands, des Wallis, des Glarnerlands und Graubündens sowie im Sarganserland und bei den Südwalsern eine galgenartige, drehbare Einrichtung, mit welcher der Käsekessel über das Feuer oder davon weg geschwenkt werden kann. Dafür wird, teils neben *Ture*, im Berner Oberland, im Goms, in der Innerschweiz, im Rheinwald *Turner* gebraucht: (Ein Bursche, der in einer z. Z. unbenützten Sennhütte übernachtet) *hed g'hërd der Turner girbsche, we 's Sännchessi g'spielt und mit dem Scheidnapf uisg'schepft wird* (Nidwaldner Sagen).

Das Wort *Türst*, dessen ursprüngliche Bedeutung ‚Riese‘ nur noch in Spuren zu fassen war, führt uns in den Sagen- und Vorstellungskreis der wilden Jagd. Diese Spukgestalt trieb besonders in den Kantonen Bern, Solothurn und Luzern in Sturmnächten ihr Unwesen als der wilde Jäger (begleitet etwa von der *Pfaffechälleri*, *Sträggele*, von riesigen oder miß-

gestalteten Hunden, Schweinen), aber auch als Hund oder Schwein. *Der Pēter het ... der Dürst mängisch g'hört jage und isch uf d'Sīte g'wiche, wenn 's grüeft het: Drei Schritt us Wäg!* (B. Wyß).

Mit der Konjunktion *daß* folgt ein weiteres der für die Redaktion meist zeitraubenden Kleinwörter. Wir erreichen hier die Grenze zwischen Lexikographie und Grammatik. In einem Satz wie: *Si lärmid, das(s) mer fast um 's G'hör chund*, hat die Konjunktion *daß* die Bedeutung ‚so daß‘; sie gibt dem Nebensatz den Sinn einer Folge. Hingegen ist in einem Satz wie: *Darfsch nie vergässe, (d)aß jede Möntsch sī eigeni Wält hät* (Traugott Meyer) das *daß*, streng genommen, kein sinntragendes Wort, es spielt nur die Rolle eines Verbindungsglieds zwischen dem Haupt- und dem Nebensatz; man könnte es durch einen Doppelpunkt ersetzen, und es gehört in dieser Verwendung eigentlich nicht mehr in ein Wörterbuch. Da sich aber die beiden Bereiche nicht scharf trennen lassen, ist in unserem Artikel das «Wort» in seiner ganzen Leistung dargestellt, sowohl als (bedeutungstragendes) Wort wie als (grammatisches) Satzgelenk.

Die Leistung der Konjunktion *daß* ist in der Mundart wie in unserer älteren Schriftsprache größer, vielseitiger als im Neuhochdeutschen. Selbständig oder in Verbindung mit andern Fügewörtern kann *daß* auch Funktionen übernehmen, die in der heutigen Schriftsprache von andern Konjunktionen oder Pronomen erfüllt werden, ja es ist geradezu ein Passepartout für beinahe jede Art der Anknüpfung eines Nebensatzes an den Hauptsatz. Einige wenige Beispiele mögen das zeigen.

Das Wörtchen *daß* kann die Stelle einer Relativpartikel vertreten, etwa in folgendem Satz aus dem Manuskript von Gotthelfs nachgelassener Erzählung «Herr Esau»: *U wenn me mein, mi well i 's Nest, so müeß me ērst z' weg u müeß Tē mache, Kamilletē ame Schrīber, das verräble well und ūfgeiste* (wo die Herausgeber in der kritischen Ausgabe das Wörtchen *das*, welches sie wohl für ein falsches relatives «das» ansahen, durch *dä* ersetzt haben) oder im bekannten Kindergebet: *Iez will i nidergō, 's tüe sächsätze Ängeli zu mer cho ... zwei, daß mi decke, zwei, daß mi wecke, zwei, daß mi spīse, zwei, daß mi wīse ufe Wäg zum lieb Gott i Himmel uhe. Amen* (wobei man *daß* auch auffassen könnte als *daß s'* = ‚damit sie‘, also ein

Zwecksatz vorläge, kein Relativsatz) oder im folgenden relativen Lokalsatz aus Frutwald (Piemont): *Es git eso schēne Länder, tas munid brücht z' firchta no Schneano Rofenä* (Rüfen) *no Wasser*, wo *tas* wiederzugeben ist mit ‚in welchen‘, ‚wo‘. Häufig steht *daß* in Verbindung mit einem anderen Fügewort, z. B. in Wernhers Marienleben (Ende des 14. Jahrhunderts): «(Christus zu Maria:) Ich kum och zuo dinem ende, umb das du mit mir varest hin, da du solt iemer bi mir sin» (umb das = auf daß, damit), in Hans Salats Drama vom verlorenen Sohn 1537: «Dann der Herr unserm ersten vater (Adam) seit: Um daß du dich geben zuo unghorsamkeit, sig verfluocht die erd diner werker dir» (um daß = weil), typisch im freiburgischen *wilo das* (= weil) oder im Frutiger *wes daß* (= wie wenn), welches Maria Lauber häufig verwendet, sodann eigentlich überflüssig in Sätzen wie: *Schi händ g'wüßt, wohi (d)as er uf d' Jagd ist* (Trimmis), *E größeri Chunst, weder das me meint* (Kanton Zürich). Im folgenden Satz aus den Haimonskindern (1531): «Wann die Frantzoßen sind zornig, das wir sy überwunden hand» kann der daß-Satz als Objektsatz (‚darüber, daß‘), aber auch als Begründungssatz (‚weil‘) gedeutet werden. Unsere Konjunktion scheint also in solchen Fällen gleichzeitig mehr als nur eine Bedeutung zu haben bzw., was der üblichen grammatischen Einteilung widerspricht, an derselben Stelle zwei verschiedene syntaktische Funktionen zu erfüllen.

Im zitierten Gotthelf-Beleg zeigt sich die Schwierigkeit, die Konjunktion *daß* vom relativen Pronomen *das* zu scheiden. Noch schwieriger ist die Trennung zwischen *daß* und der vergleichenden Konjunktion *als* in jenen Mundarten, wo beide in derselben Form *as* zusammengefallen sind. So ist in der Redensart *Gäld as wie Laub ha* (Uri) kaum zu entscheiden, ob im Wörtchen *as* das vergleichende *als* steckt (und der Satz daher zu *als*, in den ersten Band unseres Wörterbuchs, zu stellen wäre) oder die Konjunktion *daß* vorliegt bzw., wie in der Variante *Gäld das wie Loub verdiene* (Tobler), ein zu *das(s)* umgebogenes ursprüngliches *a(l)s*. Dieselbe Schwierigkeit bieten aus der ältern Sprache Fälle wie «Nachdem as sy tot warent» (Meinradslegende 1464) und «Der Alet (ist) auß großen Flüssen und Wasseren gesünder das auß Seen und Pfützen» (J. L. Cysat 1661).

Das Wort *Tasse*, das in der Innerschweiz (mit Luzern), im Wallis, im Pomatt und in Alagna zum Teil noch in der ältern Form *Tatze* (vgl. ital. *tazza*) gebräuchlich ist, bezeichnet bei uns etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die bekannte Trinkschale mit Henkel (für Kaffee, Tee usw.), in erster Linie die Porzellantasse, manchenorts im Unterschied zu den weniger feinen Gefäßen *Beckeli*, *Chacheli*, *Mucheli*, *Schüsseli* usw. «(Es) wolle ein jedwedere Persohn (das Mittagsmahl) beschließen mit einer guten Dazen Caffee» (Schwyz, 1765). Früher aber, seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, bezeichnete «Tatze» in der Innerschweiz ein anderes Gefäß: einen kostbaren, meist silbernen und zum Teil vergoldeten, verzierten Kelch, Becher, auch einen Doppelbecher, eine Fußschale. Im Nachlaß des Luzerner Schultheißen Lukas Ritter von 1560 sind u. a. verzeichnet: «Der knorret vergült becher ... 6 tatzen, nit vergült, 12 mark 14 lot (Gewicht), 3 vergult tatzen ... zwo vergult tatzen mit eim teckel», und der durch Spenden angehäuften Geschirrschatz der Stadt Luzern enthielt im 17. Jahrhundert «12 gantz vergülte Joseph-Tazen, 10 gantz vergülte Abraam- und Jacob-Tazen, 1 Hercules-Tazen, 2 flach Crivellische Tatzen (nach dem Stifter?), 2 getriebene Rosentazen, 1 hohe Lussische Tazen (nach dem Stifter Lussi), darin ein Engel mit einer Rosen.» Dem Zürcher Fries war das Wort 1556 in der Form «tasse» bekannt; er übersetzte damit lateinisches *carchesium*. Von diesen und unsern weitem Angaben her wird man auch die in der Forschung kaum beachteten Belege «Weindatzen» bei Abraham a S. Clara 1691 und «silberne, vergülte Tasse» im «Teutschen Sprachschatz» Stiellers aus dem selben Jahr als ‚Becher‘ deuten und überhaupt die Geschichte des Wortes wesentlich anders sehen.

Täble, *Teble*“, das als ‚Kerbholz‘ in den Bedeutungen ‚Eigentumsmarke‘, ‚Täfelchen zum Nachweis individueller Anteile‘ und ‚Stab, auf dem eine Kehrordnung festgelegt ist‘ aus Graubünden, dem Wallis und einzelnen Walserorten bezeugt wird, stellt einen «klassischen» Fall dar für die Volkskunde der ältern Schule: die Beschränkung auf die bäuerliche Welt und auf das alpine Gebiet, der rechtskundliche Einschlag und die Verdrängung der Sache durch neuere Verhältnisse bildeten und bilden verschiedenartige Anreize zur Be-

schäftigung mit dem Gegenstand. Für unsere Arbeit ergab sich daraus der Vorteil einer Erhellung der sachlichen, gleichzeitig aber der Nachteil einer Trübung der sprachlichen Verhältnisse: «Durch die Sachliteratur (heißt es in der Anmerkung Sp. 1754) zum terminus technicus gestempelt, wird ‚Tessel‘, ‚Teßle‘ ... oft ohne Berücksichtigung lokaler Terminologie verwendet ... oder in Bedeutungen, die mundartlich nicht bezeugt sind.» So mußte eine ganze Anzahl von Zusammensetzungen in die Anmerkung verwiesen («Eigentums-, Einzel-, Kirchenfond-, Frei-, Grund- [usw.] Tessel»), bei andern jeweils entsprechende Bemerkungen angefügt werden («nur in der Sachliteratur ... bezeugt», zu «Kehr-Tessel»; «fraglich, ob mundartlich», zu «Milch-mäß-Tessel» usw.). Von diesen Schwierigkeiten unberührt sind die Belege der ältern Sprache, etwa jener aus der Gerichtsordnung von Thusis 1549: «Weller rächtsprächer poten wirt zum gerycht und er nit kund zum gericht, so ist er buos vervallen zwen schillig pfennig ... die buos, so einer gestraft wird, sol im uf sein thäslen geschniten wärden.»

Das Pronomen *diser* erscheint in der ältern Sprache sowie (hauptsächlich) in unsern westlichen Alpenmundarten (formelhaft auch weiterhin) in der ursprünglichen, der neuhochdeutschen entsprechenden Verwendung: *Wie cha's doch gān in diser Wäld – ich am Bārg und äs im Grund und sīn doch z'sāmen chun* (Hasleberg); «In dirre werlte sint iemir samint urlougonte lib unde sele», ‚in dieser Welt streiten Leib und Seele immer miteinander‘ (aus einer Predigt des 12. Jahrhunderts); (eine Frau habe eine) *frischg'chalbjoti Chue ... g'häbet. Wie nu diz Wīb mit diser Chue uber du Platz g'farun ist ...* (Walliser Sagen). Um Basel herum aber gilt die Wendung *diß Jōr* für ‚heuer‘, und beim Zürcher Oberländer Jakob Stutz schimpft einer: *Dä ewig dis und jenen Ärdebasler! ... Dä ēbig Schölm! Dä Spitzbueb!* (1854).

Die dem Großteil schweizerischer Mundartsprecher geläufigere Bedeutung ‚der bzw. jener andere‘ (*Was glīchet aneme halbe Chās? Dische halbe*, aus Obersaxen; *uf diser Site*, jenseits) läßt sich auch in der ältern Sprache nachweisen: «Aber das halos (eig. ‚heillos‘, arg) manaidig folch macht ain flucht, also daß dise, so noch stuondend, übergewaltiget ... wurdend» (Chronik des St. Gallers Hermann Miles, 1463/

1533). Die Bedeutung ‚der andere‘ hat sich offensichtlich aus ‚der (vorher, zuerst) Erwähnte‘ entwickelt. Für diese «Zwischenverwendung» seien hier noch zwei Beispiele zitiert: *Die Liberāle hockid eso gāre* (auf den Regierungssesseln) *we die Konservatīve, wänn disi scho eister dene fūrhend, si chlābid eso dra* (Schwyz); «ist, das ein man kumpt und nit gelt hat zuo einem, der brot veil hat, er zuo ime spricht: gib mir brot, und der spricht: gib mir das gelt, und gicht (spricht) diser: ich hab sin nit bluttig (durchaus keines), und leit (ein Pfand) uff den brotbank und darnach das brot hinweg treit und isset, der verköuffer mag in nit mit den rechten ansprechen» (1383, Basel).

Das Adjektiv *tūß* ‚still, sanft‘ (so schon mittelhochdeutsch), auch ‚kleinlaut, gedrückt‘, ist bei uns, im Gegensatz zu den übrigen oberdeutschen Mundarten, zum Ausgangspunkt einer reich entwickelten Sippe geworden. Aus dieser sei hier nur das Stichwort *tūßele* etwas beleuchtet, worunter einige Verben, die formal und z. T. auch etymologisch zu trennen wären, wegen ihrer bedeutungsmäßigen Verzahnung vereinigt sind. *Tūß(e)le* (hauptsächlich verbreitet im Westen und in der Zentralschweiz) läßt sich ohne Schwierigkeit als Diminutivbildung zu *tūße*, ‚lauern, schleichen‘, stellen; unklar aber bleibt das Verhältnis zu *tūs(e)le* und *tüs(e)le* (beide mit Schwerpunkt im Nordosten) und dieser unter sich. Während z. B. die Bedeutung ‚lauern‘ sich auf *tūßele* und *tüsle* beschränkt, ist ‚langsam gehen, arbeiten‘ für *tūßele*, *tūsle* und *tüsle* bezeugt, und ‚leise, verstohlen gehen‘ schließlich ist allen gemeinsam. Wenn man noch die weitgehend synonymen Verben *tasle*, *täsele*, *tosele*, *tösele*, *tūßele* einbezieht, so ist – wenigstens für *tūßele*, *tüsele* – die Möglichkeit bloßer Spielformen nicht auszuschließen.

Ähnliche Überlegungen veranlaßten uns – gemäß der historischen (etymologischen) Anlage unseres Wörterbuchs und im Unterschied zu andern Wörterbüchern, die von der heutigen Form der Wörter ausgehen – die Wörter *Täsch*, *Täsche* von ihren mutmaßlichen Ursprüngen her wie folgt in verschiedene Artikel aufzugliedern: *Täsch I* m. f. (samt *Täschen II* f.) ‚Schlag, Streich; Krach, Knall; große Menge; Rausch‘ (gleichbedeutend mit *Tätsch*), dann die beiden verwandten *Täsch II* m. f. (samt *Täschen III* f.) ‚Tasche, in

eigentlicher und übertragener Bedeutung; Vertiefung, Mulde' und *Täsch III* f. (samt *Täschen IV* f.) ,Scheltwort für weibliche Person, Kind oder Haustier', seit dem 16. Jahrhundert auch im Sinne von ,Dirne', schließlich *Täschen V* m. ,Kuhfladen', dessen etymologisches Verhältnis zu den gleichsinnigen Wörtern *Täsch II*, *Deisch*, *Tätschen*, (*Chue-*)*Tätsch* unklar ist. Von den zahlreichen Zusammensetzungen sei hier einzig *Mül-Täschen* erwähnt: *Mültäsch(en) I* ,Schlag aufs Maul' (seit 1499 belegt) und ,Gebäck' (wobei das erste Wortglied vielleicht aus *Muelt* ,Backmulde' entstellt ist und das zweite Glied mit den Gebäckbezeichnungen *Tatsch*, *Tätsch* zusammenhängen könnte), *Mültäsch(en) II* ,Mund' (zu *Täsch II*), schon in der Johannestragödie von Joh. Aal 1549, und *Mültäsch(en) III* ,Schwätzerin' (zu *Täsch III*), als Spitzname aus dem 16. Jahrhundert bezeugt.

Neben den angeführten und weiteren Wörtern oder Wortgruppen, die auch sonst im deutschen Sprachgebiet vorkommen oder deren Abstammung einigermaßen durchsichtig ist, enthalten unsere Hefte 168 bis 170 auch eine Anzahl Einzelwörter, deren Herkunft wir trotz allen unsern Bemühungen nicht oder wenig erhellen konnten. Zu diesen gehören neben vielen weitem: *Targgätsch* (Tasche), *Torggen II* (Kreisel), *Turn I* (Roggentrespe), *Tärtsch II* (Transportgebinde für Käse), *Turtschi* (schwerfälliger Mensch), *ent-*, *betärzen* (entgelten), *täuserlen* (fein regnen), *Tiessel* (kleiner Schlitten), *tōß* (frisch, von Brot), *Tossen II* (verkrüppelter Nadelholzbaum u. ä.), *Tös* (Hündin), *Tüßel* (Tragriemen, auch *Tüßling*), *Tüß* (dicke Gestalt, unverständiger Mensch, Kopf), *Täsch II* (Kuhfladen), *Blei-Töschchen* (Bleikugel), *Täscher II* (wässerige Kartoffel), *Getäsch*, *vertäschchen*, *vertäschet* (niedergetretene Stelle, z. B. im Getreide, niedertreten).